In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 55. Posen, den 7. März 1928. 2. Jahrg.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

Schluß.

Bransen zuckte die Achseln und wies dies Abenteuer mit einer entschlossenen Handbewegung von sich. Wahrhaftig, er hatte keine Zeit, sich mit derlei zu martern. Er hatte nichts verbrochen. Bransen schritt schneller aus. Vielleicht war alles gut so. Er war ein Arbeiter und kein Liebhaber. Er hatte momentan nicht eine Minute übrig, um eine Frau zu lieben oder zu verstehen.

Bransen betrachtete mit zurückkehrender Freude die Plakate an den Anschlagsäulen, die den Tag des Meetings verkündeten. Voll Freude las er die Berichte der Zeitungen; er glaubte in dem Gesicht jedes Vorübereilenden etwas von der Spannung zu entdecken, die ihn selbst beherrschte. Die ganze Stadt schien aufzuhorchen, was er zu sagen hatte. Die ganze Welt hielt den Atem an. Der Erdball stand unter seiner Hypnose.

*

„Fahren Sie nach Potsdam, fahren Sie langsam," sagte Liane, tonlos und heiser, zum Chauffeur vorgebeugt. Was sie in Potsdam wollte, war ihr völlig unklar. Sie saß, ohne denken zu können, in der Ecke des Autos und fühlte sich zerrissen. Die grausame Wirklichkeit verdichtete sich zu einem drohenden Phantom. Er hat mich niemals geliebt, sagte sie sich. Er ist immer zu diesem Weib gegangen. Jedes Wort von ihm war eine Lüge. Auch jetzt, wo sie allein war, weinte sie nicht. Es mußte ja so kommen, dachte sie. Es war nicht möglich, daß ich glücklich werden konnte.

Plötzlich stand das Auto vor ihrem Haus in Potsdam. Es war rätselhaft, wie es hierher gekommen war. Liane stieg aus und sagte dem Chauffeur: „Warten Sie."

Sie eilte die Stufen hinauf und läutete. Ein Diener öffnete ihr, den sie nicht kannte. Er muß erst kürzlich angestellt worden sein. „Ist Herr von Janotta zu Hause?"

„Ich will sehen, gnädige Frau. Wen darf ich melden?"

„Ich bin Frau von Janotta."

Der Diener erstaunte und ließ sie eintreten. Er entfernte sich sehr schnell. Während der Wartezeit wurde ihr die ganze Lächerlichkeit dieses Besuches bewußt. Was hatte sie hier zu tun? Sollte sie sich vor Janotta demütigen, dem sie geschworen hatte, daß sie mit einem andern glücklich werden würde? Sollte sie ihm ihren Irrtum eingestehen? Nein, niemals. Ich zähle bis drei, dachte sie; wenn der Diener bis dahin nicht zurück kommt, gehe ich. Sie zählte bis drei und setzte sich auf einen Stuhl. Sie war so schwach, daß sie den Weg bis zur Tür nicht gehen konnte.

Der Diener kam zurück. „Herr von Janotta ist leider nicht anwesend."

„Wann wird er zurück sein?"

„Herr von Janotta befindet sich auf einer Reise," sagte der Diener und hatte ein mißtrauisches Gesicht

Welch schamlose Lüge, dachte Liane, denn sie sah sehr wohl, daß Janotta zu Hause war. Dort hing sein Hut. Janotta benutzte nur diesen einen Hut. Es war kaum denkbar, daß er gerade heute den Zylinder benutzt haben sollte. Aber das war nun ihr Schicksal. Janotta war im Recht.

Liane ließ sich nach Berlin zurückfahren und durchstreifte im Auto ziellos Berlin.

Die Straßen flogen drohend vorüber. Das Wort Herolder tauchte manchmal auf, an den Ecken, an Häusermauern, an Litfaßsäulen. Die Zeitungsverkäufer schrien den Namen Herolder in alle Winde. Weshalb Herolder, mein Junge, dachte Liane traurig. Hießest du nicht Werner Holz? Werner Holz aus Graz? Mir ist so. Sagtest du es nicht in Venedig?

Liane klopfte an die Scheibe. Der Chauffeur sah sich um. „Savignyplatz," rief sie. Angekommen, sagte sie wieder: „Warten Sie." Der Chauffeur zog die Stirn kraus.

Liane bestieg den Fahrstuhl, der sie in die Halle des unterirdischen Hotels führte. Sie wußte, daß Baron Brée hier wohne. Sie gab einem Pagen ihre Karte und setzte sich in einen Klubsessel. Der Baron eilte ihr ganz verstört entgegen.

„Gnädige Frau!"

Er erkannte Liane nicht wieder. Liane zitterte am ganzen Körper. Ihr schönes Gesicht war von Schmerz entstellt. Ihre Augen waren gläsern, gläserne Tränen hingen in den Wimpern.

„Was gibt es, gnädige Frau?"

Das „gnädige Frau" ging ihr stark auf die Nerven. Seine ganze elegante Erscheinung irritierte sie. Sein Anzug zeichnete die Taillenlinie nach, und seine Krawatte besaß dieselbe auffällige Farbe wie seine Strümpfe. Aus einer Westentasche hing ein Chatelaine aus Platin. Alle diese Nichtigkeiten irritierten sie. Was wollte sie von ihm? Sie war nahe daran zu fragen: tragen Sie immer seidene Strümpfe, Baron Brée?

„Möchten Sie mir einen Augenblick zuhören?"

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung, gnädige Frau." Brée setzte sich neben sie, erregt, überrascht.

Und Liane begann zu sprechen. Langsam brachte sie die Worte hervor. Sie wüßte, daß er, Brée, mit Herrn Herolder befreundet sei. Das wäre eine interessante Sache. Denn Herr Herolder sei doch niemand anders als Christian Bransen. Und dieser Bransen sei, das wäre bekannt, der Mörder ihrer Schwester. „Sehr sonderbar, Baron Brée, wie leicht Sie einem Menschen verzeihen!"

Brée starrte sie entgeistert an. Ihm war, als wenn er gemeinschaftlich mit seinem Freund in den Abgrund stürze. Er lächelte mit schiefgezogenen Lippen.

„Dieser Mensch, gnädige Frau, ist der bedeutendste Mann der Welt. Niemand hat ein Recht, ihn zu richten."

„Phrasen, Baron Brée!"

Der Baron erschauerte.

„Wissen Sie, daß ich von meinem Mann geschieden bin?" fragte Liane.

„Nein, das ist mir neu," entgegnete Brée.

„So hören Sie, warum ich mich scheiden ließ. Ich bin nämlich die Geliebte des Herrn Herolder. Verstehen

Sie mich recht, nicht seine Braut, sondern seine Geliebte. Ich war es schon, bevor Sie ihn nach Tirol führten. Während dieser ganzen Zeit bin ich es gewesen. Es ist soweit zwischen uns gekommen, daß ich seine Frau werden sollte. Das überrascht Sie, nicht wahr? Aber fassen Sie sich, ich werde nicht seine Frau. Vielleicht teilen Sie meine Worte Ihrem Freund mit. Es wäre mir peinlich, es ihm selbst zu sagen. Sagen Sie ihm, ich verzichte auf alles. Vielen Dank, Baron Brée! Und auf Wiedersehn!"

Da war es Brée vollständig klar, daß er mit einer Irren sprach. Aber bevor er recht zur Besinnung kam, hatte sich Liane erhoben und ohne Gruß entfernt. Brée eilte ihr nach und sah sie im Lift verschwinden. Er stürzte die Treppe empor und kam gerade recht, um das Auto, in dem sie saß, abfahren zu sehen.

Liane fuhr wieder und lachte. Der Chauffeur hörte dies Lachen und lachte selbst. Seine Vermutungen waren wohl falsch gewesen. Zwei Stunden fuhr Liane, vom Westen zum Halleschen Tor, vom Halleschen Tor nach Friedenau, von Friedenau zu ihrem Hotel.

Liane schloß sich in ihr Zimmer ein. Einmal telephonierte sie dem Portier, wenn ein Herr Herolder käme, möchte er ihn abweisen. Nach einer Stunde fragte sie an, ob Herolder nach ihr gefragt hätte. Nein, er war nicht dagewesen. Liane sagte, er solle sofort vorgelassen werden, wenn er noch käme. Aber er kam nicht. Und doch sehnte sie ihn heiß herbei.

Sie schlürfte eine halbe Schale Tee und rauchte viele Zigaretten. Der graue Rauch formte sich zu einem Gesicht. Und sie sprach zu diesem Gesicht. Doch ihre liebenden Worte verströmten in nichts. Sie küßte ein Bild, das sie von Bransen besaß; dann zerriß sie es.

Es war schon sehr spät. Liane ließ sich die Abendzeitung besorgen und las immer wieder die Ankündigung des internationalen Meetings. „Wenn du nicht kommst, so wird dieses Meeting nicht stattfinden," dachte sie. Plötzlich fiel ihr ein, daß ihr Bransen das Wort gegeben hatte, sich zu stellen, wenn die Arbeit vollendet war. War sie nicht vollendet? Aber Bransen dachte nicht daran, sich zu stellen. Auch dieses Wort war eine Lüge. Bransen hatte niemals daran gedacht, sich zu stellen. Er ging über Yesters Leiche hinweg wie jetzt über sie. Liane schloß während der Nacht kein Auge. Fortwährend wurde sie von dem schwarzhaarigen Weib bedroht, das in aufreizender Pose in Bransens Bett gelegen hatte.

Liane wartete den ganzen nächsten Tag auf ihn. Sie sagte sich, daß er vernünftigerweise kommen müsse, um ihre Verzeihung zu erflehen. Aber Bransen jagte wie ein eiliges Gespenst durch die Stadt und traf die Vorbereitungen für den großen Abend. Es wurde dunkel, und Liane saß noch in ihrem Zimmer.

Um neun Uhr rang sie sich zu einem Entschluß durch. Sie ließ den Oberkellner kommen und bezahlte die Hotelrechnung. Dann packte sie die Koffer. Sie wollte keine Stunde länger in dieser Stadt weilen, wo sie unerhört betrogen worden war. Vielleicht hätte sie ihm verziehen, wenn er gekommen wäre. Jetzt hatte er sich selbst um das letzte Fünkchen ihrer Liebe gebracht. Liane haßte Bransen. Sie haßte nicht nur ihn, sondern auch seine Arbeit. Seine Arbeit hatte sie geblendet, dieser Arbeit wegen hatte sie sich entehrt. Fort von hier! Aber wohin sollte sie reisen? Liane wollte nach Kalmar reisen. Sie fuhr zum Bahnhof und löste sich ein Billett bis Warnemünde.

Bevor der Zug einlief, hatte sie ihren Entschluß geändert. Nein, sie floh nicht, wollte nicht fliehen. Wenn Bransen sich anmaßte, die Untreue einer Frau mit einem Revolverschuß zu beantworten, so wollte sie auf ihre Weise antworten. Revolverschüsse haßte sie. Sie liebte keinen Lärm. Sie dachte nur daran, daß der große Mann, dem alle Welt zu Füßen lag, ganz in ihrer Hand war.

Liane fuhr nicht in das kleine Hotel zurück; denn sie wollte einer eventuellen Begegnung mit Bransen aus dem Wege gehen. Sie suchte eine Pension im Westen auf.

Zwei Tage verstrichen.

Liane hatte nur noch einen Gedanken im Kopf, Tag und Nacht. Sie selbst wurde mit diesem Gedanken eins. Bransen hatte seine Arbeit beendet und mußte nun sein Wort einlösen. Wenn er es nicht freiwillig tat, dann wollte sie ihn zwingen. Er hatte sich bitter getäuscht, wenn er glaubte, ihres Schweigens sicher zu sein. Sie konnte nur schweigen, solange sie liebte. Aber er zwang sie, ihn zu hassen.

So weit war Liane. Das war unumstößlich. Sie wollte ihn nicht töten, gewiß nicht. Daran dachte sie nicht. Voll Hohn betrachtete sie jetzt die Zeitungen und Plakate, die den Namen Herolder herausschrien. Warte nur!

Stündlich liefen Extrazüge in Berlin ein, die Heere von Menschen ausspuckten. Die ganze Welt wollte am Tag der Verkündung in Berlin sein. Die Menschen kamen aus Amerika, England, Frankreich, Rußland, sie kamen in Dampfern, Automobilen, Eisenbahnen. Jeder einzelne „Karol-Mann" hatte einen Kreis von Zuhörern um sich versammelt. Die Herrscher Europas und der Vereinigten Staaten schüttelten sich friedlich die Hand. Das Wort „Karol" hatte sie verbunden.

Auf diesen Tag hatte Liane gewartet. An diesem Tag führte die kleine blasse Frau ihren Entschluß aus, den Baum zu fällen. Das Werk, das heute verkündet wurde, sollte ihr Werk sein — hatte Bransen nicht so gesagt? Nun, dieser Bransen war allzu vergeßlich.

Liane fuhr zum Polizeipräsidium. —

*

Die ungeheure Arena, eine der größten der Welt, war bis auf den letzten Platz mit erregten Menschen gefüllt.

Hier führte Bransen sein Werk der Welt vor, hier kostete er seinen Triumph aus. Er versank in dem dröhnenden Lärm und trank ihn begierig in sich hinein. Er hatte einen großen Weg zurückgelegt.

Baron Brée aber war in dieser Minute des Sieges verzweifelt, vernichtet. Er stand mit Liane in einem kleinen Konferenzzimmer. Sie hatte ihm lächelnd mitgeteilt, was Bransen erwartete. Brée mochte es nicht glauben. „Warum taten Sie das?" brachte er mühselig hervor.

Und während noch immer der tosende Jubelgesang durch die Tür zog, sagte Liane: „Bransen hat Yester erschossen, als sie ihn betrog. Ich aber erschieße ihn nicht, sondern übe nur Gerechtigkeit."

„Bransen hat Sie betrogen?"

„Er hat mich entehrt." Liane erzählte ihm hastig, was sich in dem Laboratorium Bransens zugetragen hatte.

Da schrie Brée auf. Noch niemals hatte er geschrien, jetzt verlor er den Rest menschlicher Beherrschung. „Wissen Sie denn nicht, daß Sie im Irrtum sind?" brüllte er. Und Liane hörte aus diesem abgehackten, verzweifelten Gebrüll, daß das Fischermädchen Rafaella aus Chioggia nicht die Geliebte Bransens, sondern die Geliebte des Barons war.

Liane sank. Ihre Füße wurden zu Wolken. Sie sah nichts . . . Nacht . . . und sehnte den Tod herbei. Sie wurde grau wie Erde, die Lippen schneeweiß. Sie griff mit der Hand ans Herz und fiel zurück. Schwer atmend starrte sie auf Brée. Plötzlich kehrte ihr für Sekunden ganz klar das Bewußtsein zurück. Ihr Ohr nahm mechanisch die donnernden Ovationen auf, die man Bransen darbrachte.

Brée stürmte davon, ohne sich im geringsten um die ohnmächtige Liane zu bekümmern. Er mußte Bransen sprechen, koste es, was es wolle. Zusammengeduckt, bleich, mit ausgebreiteten Armen bahnte er sich einen Weg durch die Menschenknäuel. Er schrie fortwährend: Herolder, Herolder! Aber all die anderen Menschen

schrien ebenso stark wie er; gegen diese schwarze Masse war nicht anzukommen. —

Bransen verließ durch einen Seitenausgang die Arena. Als er den Fuß auf das Trittbrett seines Autos setzte, hielt ihn ein Herr zurück. Bransen wandte sich erstaunt um.

„Eine Sekunde, bitte. Herr Bransen?"

Bransen wankte, einen flüchtigen Moment. Dann stand er wieder unbeweglich. „Ja."

„Ich bedauere, Sie verhaften zu müssen." Der Herr öffnete den Rockkragen und zeigte ein Schild.

Bransen verstand. Er zeigte nicht die geringste Ueberraschung. Das war Liane. Bransen lächelte ein feines, begreifendes Lächeln. Er zürnte ihr nicht einmal. War es nicht gleichgültig? Die Arbeit war vollendet. Mehr als den Sieg konnte er nicht erringen. Yester wollte gerächt werden. Der Mann, der ihn verhaftet hatte, bat ihn einzusteigen.

Bransen zögerte eine Sekunde. Er sah zufrieden, ja, freudig aus; das Lächeln blieb um seine Lippen stehen. Es verlangte ihn, glücklich zu sein. Da schrien die Menschen: „Hurra!" und warfen die Hüte in die Luft. Er hatte ihnen ein Stück Zukunft gegeben.

Der Mann neben ihm sagte mit Tränen in der Stimme: „Ich muß meine Pflicht erfüllen, Herr Bransen. Erlauben Sie mir trotzdem, Ihnen die Hand zu schütteln." Bransen empfand in diesem Händedruck eine tiefe Versöhnung mit der Toten. Dann stieg er in den Wagen, der durch die winkende Menschenmasse fuhr.

Heidelberger Goulasch.

Ich habe mein Herz in Heidelberg verloren
Und meine Milz in Neu-Ruppin'
In Danzig liegen meine beiden Ohren,
Und meinen Haarwuchs ließ ich in Berlin!
Das ist das Lied von unseren kleinen Sachen
Die uns in Deutschlands Städten werd'n geklaut —
Und wenn wir lange noch so weiter machen — — —
Bleibt schließlich nur ein Stückchen Haut!

Den rechten Arm vergaß ich jüngst auf Rügen,
Den großen Zeh in Köln am Rhein!
Die Zunge ließ ich auf 'nem Bahnsteig liegen —
Sie schwimmt in Spiritus in Allenstein! . . .
Ganz bös erging es meiner Wanderniere:
Die ließ in Düsseldorf ich einst als Pfand;
Nun wandert täglich sie von acht bis viere —
Und ist schon bald in Helgoland! . . .

Mein linkes Bein stampft irgendwo in Bingen
Und schlägt sich ganz alleine durch!
Mein Kehlkopf soll in Dresden einsam singen,
Und mein Ge . . . — das sitzt in Insterburg! . . .
Jetzt ist von mir fast gar nichts mehr zu holen —
Beinah verkracht ist die Anatomie.
Und wird mir jetzt das Großhirn noch gestohlen —
Dann werd' ich ein Lombard-Genie! . . .

Dr. v. Zalewski.

Laß pflügen uns, Herr, das heilige Land.

Zu Wilhelm Kotzdes 50. Geburtstag.

Viel zu wenig ist Wilhelm Kotzde, der deutsche Romanschriftsteller, unter uns bekannt, trotzdem seine verschiedenen Erzählungen eine so innige und heiße Liebe zum Osten und zum deutschen Kolonisationswerk im Osten offenbaren. Das reifste Werk wohl, das er vor einigen Jahren schrieb, „Die Burg im Osten", beschäftigt sich ganz besonders mit den heute wieder brennenden Fragen und schildert in ergreifender Weise das Schicksal der Marienburg und den heißen Kampf der deutschen Ordensritter um das Land, das ihrem Fleiß seinen Wohlstand verdankte. Kotzde selbst ist Märker und stammt von havelländischen Bauern ab. Und wenn er auch seit 1918 im anmutigen Dreisamtal bei Freiburg wohnt, seine Seele und sein Herz gehören immer noch der Mark, Preußen und dem Osten. Seine ersten Erzählungen hat er auch der engeren Heimat entnommen. Am bekanntesten ist wohl das Buch „Und deutsch sei die Erde", das den Zusammenstoß des Christentums mit den Slawengöttern schildert und dessen Leitgedicht das obige Wort der Ueberschrift entnommen ist. Zu den besten Heimatromanen der Gegenwart, in denen gesundes und reines Bauerntum sich widerspiegelt, können wir die Erzählungen „Wilhelm Drömers Siegesgang" und „Frau Harke" rechnen. Sein erstes großes Werk ist der zur Jahrhundertfeier der Reformation erschienene Roman „Die Wittenbergisch Nachtigall", den er selbst eine Dichtung nennt und in dem er uns besonders Luther als den deutschen Mann vor Augen führt. Kotzde ist der deutsche Volkserzähler, wie wir ihn brauchen. In seinen Büchern leben alle die deutschen Ideale, die wir lieben. Und dabei sind seine Bücher nicht etwa hochfliegend und phantastisch und weltfremd geschrieben, sondern er steht mit beiden Beinen auf gesunder, märkischer Erde und durch seine Worte weht der Wind echter Lebensfreude und jugendlichen Wagemutes. Daher ist Kotzde auch besonders ein Freund der deutschen Jugendbewegung geworden, in deren Reihen er auch noch dadurch steht, daß er selbst vor fünf Jahren den Bund „Adler und Falken" gründete, der heute über 6000 Mitglieder zählt und auch im Auslandsdeutschtum seine Anhänger hat. Was sein Lebensziel ist, das sagt das Leitwort in seinem Buch „Die Burg im Osten": „Mein ganzes Leben möchte ich einsetzen, damit auch der letzte Deutsche begreift, wie herrlich sein Volk ist." Und wir Auslandsdeutschen fühlen die feinen Fäden der Zusammengehörigkeit zwischen uns und dem Märker, der in demselben Buch sagt: „Ein Land gehört jenem, der ihm die höchste Kultur gibt." So grüßen auch wir deutschen Menschen im Osten den Dichter und hoffen, daß der schaffensfrohe Fünfzigjährige uns noch manches reife Werk schenkt, das mit dazu bestimmt ist, unser Volk aufwärts zu führen.

Die Tücke des Objekts.

Von Prentice Mulford.

Von der Tücke des Objekts reden nur Menschen, die nicht hinter die Dinge zu sehen vermögen, die sich resigniert in ihr Schicksal ergeben, ohne zu fragen, ob denn das so sein müsse. — Mulford dagegen nimmt den Kampfe mit den kleinen Dingen auf: er hat es satt, sich von seinem Hammer, einem Rasiermesser, einem Nagel, der am unrechten Ort sitzt, einem Topf, der immer gerade dann, wenn man ihn notwendig braucht, nicht zu finden ist, oder sonstigen kleinen Objekten dauernd, immer von neuem, stören und ärgern zu lassen. Beharrlich und ernsthaft geht er diesen stets und überallhin mit ihrer Tücke verfolgenden Kleinigkeiten zu Leibe.

Ergrimmt fragte er sich: warum müssen so viele Dinge in meinem Leben störend und unerquicklich sein? Warum muß das Ankleiden am Morgen eine hastige und unerfreuliche Mühe bedeuten? Warum muß ich freudlos in meine Kleider fahren, wie in die Grube? Warum ist das Feuermachen im Ofen zu lästig, warum geht alles verkehrt? Warum!

Die täglichen Kleinigkeiten (sie machen 99 Prozent unseres Daseins aus) quälen uns so, weil wir sie schlecht behandeln, nur darum werden sie unerträglich wie verrittene Pferde und verwahrloste Kinder. Gibt es nicht eine sündhafte und eine „erleuchtete" Art, ein Ding zu tun, zum Beispiel Feuer zu machen? Warum geht alles schief bei der geringsten Eile? Weil uns die Technik im Kleinen, Unbedeutendem fehlt, weil wir vergessen haben, auch ihnen unserer Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Was ersehne und erstrebe ich auf diesem Planeten? Glück! — Gut — auf dem Tisch drüben stehen ein paar ungesäuberte Teller. Soll ich ihnen gestatten, solcher Art noch länger mein Auge zu beleidigen durch ihre Unsauberkeit? Ist Reinlichkeit nicht der Gottähnlichkeit am nächsten? — Aber in welcher Gemütsverfassung soll ich sie reinigen? In Hast und Eile, wütend über den neuen Zeitverlust, in furchtbarem Aerger über den vielen Schmutz? Oder soll ich auf sie den gleichen Ernst und die gleiche Sorgfalt verwenden, mit der ich ein Bild malen würde? — Werde ich nicht ein Gefühl der Befriedigung erlangen, wenn ohne Hast, leicht und sicher aus diesem graulichen Gegenstand wieder ein lieber reiner Teller wird? Ist das nicht auch Anbetung? Und ist Anbetung Leid oder Freude?

Und warum ist dieser traurige, einsame, obdachlose Waschlappen immer im Wege, um dann aus dem Wege genommen, sofort in den Weg von etwas anderem zu gelangen? Warum macht er mir Kummer, so oft ich ihn ansehe? Warum liegt er wie ein feuchter Druck auf meiner Seele?

Weil ich ein Sünder bin, weil ich zu träge, zu faul bin, ihm einmal eine ruhige Minute zu gönnen und ihm einen festen, vernünftigen Platz anzuweisen. Weil ich das Niedere verachtet habe, das sich nun in tausend Widerwärtigkeiten wieder an mir rächt und jeden Tag zu einer Hölle macht.

Also: Um etwas zu tun und um es gut zu tun, muß ich meine ganze Geisteskraft, über die ich verfüge, jetzt in dem Augenblick, wo ich etwas tue, auf das, was ich gerade tue, konzentrieren, und sei es die unscheinbarste Sache. — Ich bin zu dem Schluß gekommen: Die Gedanken eines Menschen sind tatsächlich die Kraft seiner Muskeln. — Die beste Konzentration ist — Nägel einschlagen, weil hier jedes Danebendenken sich sofort in ein Danebenhauen auf den Fingernagel, statt auf den Eisennagel umsetzt. —

Warum also litt ich unter den Dingen. Weil mein Geist

immer in den Dingen war, die ich tun würde, — nie in denen, die ich gerade tat.

Die Religion der kleinen Dinge fordert allen Ernstes: Stets bei der Sache sein, stets sein ganzes Denken auf das zeweils zu Verbringende richten. Wer so handelt, wird alle seine Kräfte zur Verfügung haben, wenn eine neue Aufgabe an ihn herantritt.

Vergiß auch nicht, daß alles im Geiste Getane und dann noch einmal körperlich Getane Vergeudung bedeutet. Da liegen jeden Morgen die Leute im Bett, kalt wie Metall vor Entsetzen über das Frühstück, das nun zu bereiten, die Zimmer, die aufzuräumen, die Einkäufe, die zu besorgen . . . liegen auf dem Rücken und arbeiten und zermürben sich.

Nein, es ist wirklich nicht die Arbeit, die die Leute umbringt, es ist nur ihre Art zu arbeiten! Ruhevolle Arbeit kann Erholung und körperlicher Aufbau sein, doch die Wissenschaft der Ruhe reicht vom Biegen des Fingers bis zur Gewohnheit an eine Ordnung, die auch dem geringsten Gegenstand seinen Platz und seine Zeit anweist. Der Himmel, wird aus dem Tag der kleinen Dinge geboren.

An der Grenze.

Von Ernst Berg.

Zollrevision! Man bittet, das Gepäck zu öffnen. Die Mienen der Reisenden verraten eine leise Spannung. Ganz unschuldig blicken nur die Gesichter der Kinder und der notorischen Schmuggler.

Die anderen bibbern leise.

Hat man nicht fünf Zigarren zu viel bei sich? Und die Kognakflasche? Die Streichhölzer in der Ecke links auf dem Grunde des Koffers? Ach Unsinn, das sind Kleinigkeiten . . . man wird doch nicht!

Aber die Nerven! Mein zartes Gewissen! Ich fühle, wie ich sanft erröte. Teufel auch! Man sollte entweder keine Bedürfnisse haben oder kein Gewissen. Warum erröte ich nur! Der Beamte ist doch ein sehr netter, höflicher Mensch.

„Haben Sie was zu verzollen?"

„Nein, ich habe nichts zu verzollen. Gaaar — nichts!"

„Ici?"

„Kleider!"

„Bon. Ici?"

„Wäsche!"

„Bon."

Der Mann geht. Uff . . . es gibt doch noch eine himmlische Gerechtigkeit, kommt ein zweiter.

„Haben Sie was zu verzollen?"

„Qui . . . non non! Es war doch schon jemand hier. Ich habe nichts zu verzollen. Gaaar — nichts!"

„Ici?"

„Kleider!"

„Bon. Ici?"

„Wäsche!"

„Bon."

„Treten Sie bitte einen Augenblick auf den Korridor!" Ich trete. Der Mann zieht die Polster weg. Steigt auf die Bänke. Blickt in das Gepäcknetz. Und jetzt . . . Hat der Mensch lange Arme! Er greift in den Koffer. In die Ecke links. Bis auf den Grund.

„Ici?"

Ich winsele leise: „Ein paar Streichhölzer. Ein Scherz. Eine kleine Ueberraschung für meine Freunde in Frankreich!"

„Bon."

Der Mann geht. Uff . . . es stimmt mit der himmlischen Gerechtigkeit. Kommt ein Dritter.

„Sie haben Streichhölzer?"

Daß dich —

„Streichhölzer einzuführen ist streng verboten."

„Ich führe doch nicht ein. Ein Scherz. Eine . . ."

„Bitte, folgen Sie mir."

Er geht. Ich folge. Die Streichhölzer trägt er im Triumph vor sich her. An allen Fenstern des Zuges stehen Leute. Die Kinder lachen. Die Notorischen wälzen sich vor Vergnügen.

Im Büro werden gerade zwei Sünder abgeurteilt. Dem einen haben sie sechs Zigarren beschlagnahmt, dem andern eine Flasche Schnaps.

„Die Streichhölzer gehören Ihnen?"

„Ja, aber . . ."

„Macht hundert Frank Buße. Sie bekommen eine Quittung."

„Herr, die Streichhölzer haben einen Wert von dreißig Pfennigen. Ich schenke sie Ihnen."

„Merci bien, ist nicht nötig, wir konfiszieren sie."

„Himmelherrgott . . ."

„Monsieur, der Zug geht ab!"

„Hier haben Sie Ihre hundert Frank!"

„Weiter!"

Uebt Vorsicht, Diplomaten, mit Sauce von Tomaten!

Sie war Aesthetin, sie liebte wenige, aber ausgesuchte Gäste an ihrem mit wunderbarem Geschmack ausgestatteten Eßtisch. Wer dieses „Gedicht" mit einem Fleck besudelte, wurde ihr persönlicher Feind und nicht mehr eingeladen.

Man wußte dies und sah sich unendlich vor; aber es gibt Tage des göttlichen Zorns, und so passierte es dem gerade aus dem Fernen Osten zurückgekehrten jungen Diplomaten, daß ein Tröpfchen der Tomatensauce auf den Rand des Tischtuchs fiel und sich schnell unheimlich in die Breite zog.

Schützend legte sich zunächst die Hand auf die Unglücksstelle, aber — man kann nicht dauernd die Hand über etwas halten. Ein guter Diplomat muß sich zu helfen wissen, sonst ist er eben kein Diplomat.

Während die Hausfrau durch ein Gespräch besonders gefesselt war, zog der Schuldige langsam und zart und beständig und ruckartig am Tischtuch und konnte bald zu seiner Genugtuung feststellen, daß der Fleck von der Tischoberfläche verschwunden war.

Das Diner nahm seinen Fortgang. Als die Ente serviert wurde, glitt ein prüfender Blick noch einmal über die Stelle allen Unheils, — der Fleck war wieder auf der Tischoberfläche!

Instinktiv richteten sich zwei Augen auf das Gegenüber, in der Erwiderung des Blickes lag so viel Schuldbewußtsein und Bitte um Vergebung — dort war also gleichfalls ein Malheur passiert, dem man mit derselben Abhilfe begegnet war —, der Tomatenfleck war so wieder erschienen.

Die Teller für die weitere Speisenfolge wurden immer kleiner, die Hausfrau gewann größere Uebersicht. —

Der junge Diplomat wurde nicht wieder eingeladen!

Aus aller Welt.

Bedrohte Wolkenkratzer. Der soeben aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrte englische Baumeister, Sir Edwin Lutyens, erklärt in der Londoner Presse, daß der erste große Zyklon die Wolkenkratzer von Neuyork zum Einstürzen bringen werde. Nach vierzig Jahren würde von diesen Riesenhäusern gewiß keines mehr vorhanden sein. Er habe festgestellt, daß die Eisenkonstruktion des Madison Square Tower vollständig vom Rost durchfressen ist, so daß der Einsturz unabwendbar in zehn Jahren erfolgen werde. Bei einer Untersuchung der anderen Wolkenkratzer habe sich dasselbe ergeben. Unbegreiflich findet er den Leichtsinn, daß die amerikanischen Baumeister jedes Unternehmen zum Schutz gegen den Rost unterlassen haben.

Tragischer Krebstod. Der Nobelpreisträger für 1926, Dr. Johann Viebiger in Kopenhagen, der den Preis für seine Krebsuntersuchungen erhielt, ist dieser Tage gestorben. Nach einer Meldung der „Politiken" ist die Todesursache auf eine Krebserkrankung zurückzuführen, dessen erste Ausläufer sich bereits bei der Entgegennahme des Preises äußerten und die inzwischen einen tödlichen Verlauf genommen haben.

Die Eidergans als Abonnementspreis. Heute kann man, sei es wo immer, weit reisen, ehe man an einen zeitungslosen Ort kommt, denn sogar die Eskimos auf Grönland haben schon eine Zeitung, die, von einem Geistlichen geleidet, in Godthaab erscheint. Ihr Abonnementspreis wußte sich noch vor wenigen Jahren den Verhältnissen insofern anzupassen, als er vierteljährlich eine — Eidergans betrug. Wer jährlich abonnierte, mußte dagegen sein Blatt mit einem fetten Seehund bezahlen, den die Abnehmer der Zeitung denn auch regelmäßig und gewissenhaft persönlich in der Redaktion abzuliefern pflegten.

Der „Zauberfisch". Sehr gefürchtet ist der im Indischen Ozean bis Polynesien vorkommende sogenannte „Zauberfisch" dessen Angriff den Menschen wirklich wie ein verderblicher Zauber überfällt, ein Zauber, dem er nicht mehr entrinnen kann. An beiden Körperseiten entlang, dicht unter den Rückenflossen, sitzen im Körper dieser Fische zwei langgestreckte Säcke, bis zum Platzen gefüllt mit einem heftig wirkenden Gift. Jede etwas unsanfte Berührung der Flossen hat nun zur Folge, daß diese Säcke zerspringen und ihr Gift auf meterweite Entfernung herausspritzen, während gleichzeitig dreizehn giftgefüllte Stacheln den Gegner bedrohen. Ein Forscher — Kobert — hat festgestellt, daß das Zusammentreffen mit dem Zauberfisch einem Menschen binnen einer halben Stunde den Tod bringen kann.

Fröhliche Ecke.

Mitgift. Boxer Kochankes Aelteste fährt mit dem Trainer Heppel in den Ehehafen. Schon wenige Tage nach der Trauung kommt es aber im Hause Kochanke zu Zwistigkeiten, in deren Verlauf Kochanke seinen Schwiegersohn aus der Wohnung herausboxt. Am nächsten Tage schreibt Heppel wutentbrannt einen scharfen Briefe: „. . . und überhaupt ersuche ich Sie um sofortige Zusendung der mir zugesagten Mitgift von zehntausend Mark." — Worauf Kochanke antwortet: „Mitgift ist keine Bringeschuld, sondern eine Holschuld. Sie können sie sich bei mir holen. Lassen Sie sich aber gleich 'nen Krankenschein ausstellen."

Die Gelegenheit ist günstig. „Schrecklich, ich kann das Rauchen nicht lassen. Dabei ruiniert es mir mein ganzes Gedächtnis!" — „Ach nein! — Apropos! — Können Sie mir zwanzig Mark pumpen?"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.